

Tornisterkinder

Österreichische Identität im Wandel von der Monarchie zur Republik

Tamara Scheer

Einleitung

Welches Territorium mit welcher Regierungsform unter Österreich zu verstehen ist, wandelte sich im Verlauf des Besprechungszeitraums. Bis 1804 bezeichnete der Begriff Österreich vor allem jene Länder, die direkt von den Habsburgern unter unterschiedlichen Titeln regiert und verwaltet wurden. Da diese Herrscherfamilie auch die Kaiserwürde des Heiligen Römischen Reiches besaß, wurde der Begriff oftmals als Abgrenzung verstanden. Mit dem Ende des Heiligen Römischen Reiches entstand 1804 das Kaiserreich Österreich, das zentral von Wien aus regierte wurde. Dieses Österreich wandelte sich 1867 mit dem Ausgleich mit Ungarn zur so genannten Doppelmonarchie. Die von Habsburg regierten Ländern wurden zweigeteilt: in das kaiserliche Österreich und das Königreich Ungarn. Beiden gemein war die Person des Herrschers. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs entstand aus einem Teil der „Konkurrenz“ die Republik Österreich. Dieses Österreich hatte zwar Wien als ehemaligen Reichs- und Residenzzentrum noch als Hauptstadt, aber setzte sich nurmehr aus einigen wenigen ehemaligen Kronländern bzw. Teilen davon zusammen.

Gerade die lange zurückreichende imperiale Prägung Österreichs führte zu einer starken Binnenmigration der von Sprache, Ethnie und Religion so diversen Bevölkerung. Die imperialen Autoritäten blickten oftmals auf eine wiederkehrende berufliche Migration, die dazu führte, dass die Ehefrau einer anderen Nationalität entstammte und die Kinder in den unterschiedlichsten Gegenden zur Welt kamen und zur Schule gingen. Dies traf nicht nur, aber insbesondere auf die Militärangehörigen zu, weshalb sie es auch waren, denen der Begriff Tornisterkind in erster Linie zugeschrieben wurde.

Dieser Beitrag strebt an, am Begriff „Tornisterkind“ aufzuzeigen, wie sehr imperiale Biographien durch kollektive Diskurse geformt wurden, wie diese Diskurse das Bild von Imperium mitgestalteten und wie gleichzeitig verschiedene Bezugsrahmen miteinander konkurrierten. Zu diesen Bezugsrahmen zählten „Nation“ und „Imperium“, vorangegangene Epochen ebenso wie zeitgenössische politische Verhältnisse und Wunschvorstellungen für die Zukunft. Auch die Rolle des Militärs wandelte sich mehrmals im Laufe des in diesem Beitrag untersuchten Zeitraums von mehr als einhundert Jahren. Die Quellenanalyse ergab vor diesem Hintergrund folgende Periodisierung der Begriffsentwicklung: das „Vormärz-Tornisterkind“ (bis 1867), das „Ausgleichs-Tornisterkind“ (1867-1918) und das „Umbruchs-Tornisterkind“ (ab 1918). Die jeweiligen politischen Bezugsrahmen und die Organisation der Armee sind immer eingangs in den Kapiteln besprochen, um Brüche und Wandel deutlich zu machen.

Eine Begriffsgeschichte

Der Begrif des „Tornisterkindes“ taucht wiederkehrend in der wissenschaftlichen Literatur auf, zumeist nur als Zuschreibung, seltener mit erklärenden Merkmalen. István Deák, der eines der Grundlagenwerke zur k.u.k. Armee veröffentlicht hat, schreibt ihn mit Charakteristikum einem Offizier zu. Er sei insbesondere deswegen ein „typisches Tornisterkind“ gewesen, da er mehrere Sprachen oder „vielmehr Sprachgemische“ beherrscht habe (Deák 1990: 266). Tibor Balla stellt fest, dass es kaum möglich sei, die Zahl der ungarischen Generale in der k.u.k. Armee festzumachen, da viele von ihnen Tornisterkinder gewesen seien. Sie seien daher nicht in Ungarn geboren worden, sondern entstammten Eltern unterschiedlicher Nationalität (Balla 2010: 14). Im Zusammenhang mit Alexander Sacher-Masochs Biographie erwähnt Boris Previšić: „Er wächst zweisprachig (ungarisch und deutsch) auf und hat ein Leben als Tornisterkind zu führen, ist innerhalb der Doppelmonarchie ständig von Garnison zu Garnison unterwegs und folgt somit von Kindesbeinen an der mobilen imperialen Militärverwaltung“ (Previšić 2017: 217 f.). Neben diesen Bezeichnungen mit Charakterisierung ist dem Großteil der Tornisterkind-Nennungen allerdings gemein, dass der Begriff auf eine Weise Verwendung findet, als ob er auch heute noch selbsterklärendes Allgemeinvokabular wäre. Nicht nur, dass der Begriff des Tornisterkinds aus dem allgemeinen Sprachgebrauch verschwunden ist, es fehlte bislang auch an einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dessen Begriffsgeschichte.

Der Begriff des Tornisterkinds war – geht man von der Häufigkeit der Verwendung aus – im Wortschatz des habsburgisch regierten deutschsprachigen Raums des langen 19. Jahrhunderts gängig und blieb es bis viele Jahre nach 1918, also nach dem Ende der Monarchie. Neben dem Tornisterkind gab es eine Fülle an Modewörtern im langen 19. Jahrhundert, die dazu dienten, politische, wirtschaftliche und soziale Phänomene zu beschreiben. Einige davon finden sich in den für diesen Beitrag herangezogenen Quellen wieder, wie etwa das „Fisolenhaus“ (Militärschule) oder „ärarischer Zögling“ (Kind von im Staatsdienst stehenden Vätern). Viele dieser Begriffe resultierten aus den administrativen und politischen Rahmenbedingungen, aber auch der Vielschichtigkeit des Reiches mit seinen unzähligen Kulturen, Sprachen, Nationalitäten und Religionen. Vielen war außerdem gemein – dies trifft auch auf das Tornisterkind zu –, dass weder ihr geografischer und zeitlicher Ursprung noch ihr Urheber oder eine offizielle Definition ausfindig zu machen sind (vgl. Scheer 2019). Meist bestachen diese Begrifflichkeiten nicht durch ihre Langlebigkeit. Der Begriff des Tornisterkindes hingegen blieb über einen längeren Zeitraum in Gebrauch und wandelte sich gleichsam mit dem Bezugsgebiet, in dem die so Bezeichneten lebten und wirkten. Ganz wie der Tornister suggeriert, wurde der Begriff wie ein Rucksack über Jahrzehnte und politische Umbrüche mitgetragen. Ihm wurde aber immer wieder eine neue Bedeutungs- und Sinnbene zugesprochen, die auf die jeweilige politische Situation zugeschnitten war. Es waren somit die Merkmale, die ein Tornisterkind ausmachten, die sich veränderten. Die Enzyklopädien schrieben dem Begriff des Tornisters eindeutig einen militärischen Kontext zu, wie etwa das damals weit verbreitete Meyers Konversationslexikon: „Hauptbestandteil des Gepäcks der Fußsoldaten [...] wird an zwei Riemen oben auf dem Rücken getragen, dient nebst dem Brotbeutel zum Fortschaffen der nicht am Körper befindlichen Ausrüstungsstücke des Soldaten“ (Autorenkollektiv 1885-1892: 764).

Dieser militärische Kontext war ein Hauptbezugspunkt für die Tornisterkind-Zuschreibung und gleichsam die – mit wenigen Ausnahmen – einzige Konstante im Wandel.

Der Begriff des Tornisterkindes lässt sich in unterschiedlichen Quellenarten des langen 19. Jahrhunderts finden. Da der Begriff so häufig Verwendung fand, gibt es eine schier unendliche Fülle an Quellenmaterial, das für eine wissenschaftliche Betrachtung herangezogen werden kann. Eine Begriffsgeschichte dieser Art zu verfassen, wäre allerdings vor nur zehn Jahren wegen des Zeitaufwands kaum durchführbar gewesen. Erst die Digitalisierung gedruckter (und auch ungedruckter) Quellen, vor allem zeitgenössischer Biographien, Zeitschriften und Magazinen mit der Möglichkeit der Schlagwortsuche bietet nunmehr die Möglichkeit, eine große Menge an Quellen zu finden und einer vergleichenden Analyse zu unterziehen.¹ Diese bieten darüber hinaus die Möglichkeit, die als Tornisterkind beschriebenen Personen namentlich zu suchen. Hier war die Erkenntnis, dass nicht bei allen biographischen Abrissen die Zuschreibung als Tornisterkind erfolgte, sich aber dennoch die Merkmale finden lassen.

Da der Begriff in unterschiedlichen Quellengattungen Verwendung fand, stützt sich dieser Beitrag in erster Linie auf eine vergleichbare serielle Quellenart: biographische Abrisse in Zeitungsbeiträgen, in denen allerdings nicht in jedem Fall eine Autorenschaft angegeben wurde. Diese Quellenart wird im Verlauf des Untersuchungszeitraums überall in der Habsburgermonarchie immer dichter, da Mitte des 19. Jahrhunderts auch aufgrund der gestiegenen Alphabetisierung ein Printmedienboom einsetzte. Dieser half, Begrifflichkeiten rascher zu verbreiten, da diese nicht mehr nur einem geografisch und gesellschaftlich begrenzten Kreis zugänglich wurden, sondern in breiten Bevölkerungskreisen auch über die rein mündliche Tradierung hinaus bekannt wurden. Printmedien wurden häufig von weit entfernten Orten im Abonnement bezogen oder gar nicht selbst gekauft, da sie in Kaffeehäusern und Gastwirtschaften auslagen, bzw. von Bekannten weitergereicht wurden. Der geografische Bezugsraum war somit weit aus größer, als der Verlagsort vermuten lässt.

Es gilt allerdings, das Genre der biographischen Darstellung kritisch zu hinterfragen. Arno Dusini schreibt, dass der Verfasser autobiographischer Texte dem jeweiligen Zeitraum geschuldeten Kriterien folgt und stets das Interesse reflektiert, das eigene Leben zu inszenieren (Dusini 2002: 9). Dies trifft auch dann zu, wenn Biographien von anderen Personen verfasst werden. In diesem Fall wird ein anderes Leben inszeniert und in (Wunsch-)Vorstellungen und Diskurse eingebettet. Bei der Analyse von Zeitungsbeiträgen gilt es ebenfalls einzubeziehen, was Pieter M. Judson für den veröffentlichten Nationalitätendiskurs der späten Habsburgermonarchie beschrieben hat: „Printed media sources tell the historian far more about their producers than about their subjects“ (Judson 2006: 182). Dies bedeutete, dass der Kontext von Medium und Autor zumindest ebenso wichtig für die Analyse ist, wie die darin beschriebene Person oder Situation.

In biographischen Zeitungsbeiträgen tritt das Tornisterkind nicht nur als Fremdzuschreibung in Erscheinung, sondern auch als Eigenbezeichnung. So etwa in

1 Um nur die umfangreichsten für den hier besprochenen geografischen Raum und Besprechungszeitraum zu nennen: Historische Zeitungen und Zeitschriften der Österreichischen Nationalbibliothek (ANNO), Digitales Forum Mittel- und Osteuropa e. V. (Difmoe), Digitální knihovna Kramerius der Národní knihovna České, der tschechischen staatlichen Bibliotheken (Kramerius) und Közgyűjteményi portál, die Sammlung aus ungarischen Bibliotheken und Archiven (Hungaricana).

der von der Historiographie vielzitierten Memoirenschrift des österreichisch-ungarischen Generals August von Urbański *Das Tornisterkind* (Urbański o. D.: 95). Die Analyse hat außerdem ergeben, dass der Begriff zwar über einen langen Zeitraum verwendet wurde, die sich damit assoziierten Eigenschaften allerdings veränderten. Deren Zuschreibung konnte dabei durchaus diachron erfolgen: In Nachrufen wurden so Personen diejenigen Eigenschaften zugeschrieben, die zu deren Wirkungszeit mit Tornisterkindern verbunden waren, obwohl die entsprechenden Assoziationen sich zum Zeitpunkt der Publikation bereits gewandelt hatten.

Da der Begriff nicht immer – aber im häufigsten Fall – einen militärischen Bezugspunkt hatte, sind es beinahe ausschließlich Männer, die als Tornisterkinder bezeichnet wurden. Bei der Analyse konnte nur ein einziges Beispiel gefunden werden, in dem eine Frau als solches bezeichnet wurde. Sie hatte allerdings mit den männlichen Vertretern den persönlichen militärischen Kontext gemein. In der fiktiven Geschichte handelte es sich um ein junges Mädchen, das eine Vorliebe für Soldaten hatte (N. N. 1869: 1).²

1. Das Vormärz-Tornisterkind des Kaiserreichs Österreich

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war, geht man vom Bezugspunkt Wien als Reichshauptstadt oder besser dem Sitz der habsburgischen Dynastie aus, ein von drastischen Veränderungen geprägter Zeitraum. Die Besetzung weiter Teile direkt von Habsburg regierter Länder durch das napoleonische Frankreich und seine Verbündeten sowie das darauffolgende Ende des Heiligen Römisches Reiches mit der Habsburgerdynastie als deren Kaiser führten zu einer Verkleinerung des Machtareals und einem Zurückziehen auf die direkt regierten Länder nunmehr als österreichische Kaiser. Gerade die jahrelangen kriegerischen Auseinandersetzungen mit Napoleon hatten ein Selbstbild des ewigen Verlierers geprägt, das Ilya Berkovich und Michael Wenzel im militärischen Kontext zusammenfassen mit: „Further victories [of France] in 1800 and 1805 [...] did much to establish the perception of the Austrian army as a constant victim of French military superiority [...]“ (Berkovich/Wenzel 2023: 106). Die Verluste hatten aber noch nicht ihr Ende gefunden. Die Revolution von 1848 mit ihren liberalen Ideen endete in einem Bürgerkrieg mit den ungarischen Landesteilen, aus dem das imperiale Wien zwar als Sieger hervorging, aber in der Hauptstadt lebte fortan eine Bevölkerung, die auf beiden Seiten gekämpft hatte. Die nationalen Einigungsbestrebungen in Europa führten schließlich zu weiteren Gebietseinbußen an Italien (1859) und Preußen (1866).

Das Kaiserreich Österreich besaß in diesem von Kriegen und Konflikten geprägten Zeitraum ein so genanntes vormodernes Heer, unter anderem – was für die Tornisterkind-Zuschreibung von Belang ist – hinsichtlich Personalpolitik und Rekrutierung (Berkovich/Wenzel 2023: 107 f.; Berkovich 2022). Karrieren erfolgten oftmals auf Entscheidung des Kommandanten aufgrund persönlicher Verdienste in Feldzügen. Es war daher trotz des hohen Anteils an Adeligen unter den Offizieren möglich, sich vom einfachen Soldaten zum Offizier hochzudienen. Auch die Kriegsführung war „vormodern“. Wie Jahrhunderte zuvor zogen oftmals ganze Familien ins Feld und bildeten den sogenannten „Tross“ (Rothenberg 1977: 14 ff.). Da in die erste Hälfte des 19. Jahrhun-

² Das Feuilleton bezog sich auf ein Sammelwerk mit dem Titel *Tornister-Geschichten* von Jakob Eggenburg (1870).

derts viele Kriege und damit Schlachten fielen, geschah es häufig, dass Kinder im Feldlager geboren wurden, der Vater fiel oder Mutter und Vater an Krankheiten verstarben. Dieser Umstand der Geburt im Rahmen einer vormodernen Kriegsführung bildete vor diesem Hintergrund in der Tornisterkind-Zuschreibung des Vormärz ein Hauptmotiv. In den Todesanzeigen erwähnte etwa das in Wien mehrmals pro Woche erscheinende *Neuigkeits-Welt-Blatt*: „In der Nacht zum 28. Dezember verschied in Striebowitz [Mähren, TS] der dortige Pfarrer P. Ludwig Ochrana – ein Tornisterkind, welcher [sic] im französischen Feldzuge 1809 am Schlachtfeld das Lebenslicht erblickte.“ (N. N. 1878: 3).

Die Vormärz-Tornisterkind-Zuschreibung dominierte mit Cäsar Wenzel Messenhauser eine Person der Öffentlichkeit, die idealtypisch die ständigen politischen Brüche, Konflikte und damit einhergehend Neuverortungen von Identitäten und Loyalitäten symbolisierte. Seiner Biographie wurde beinahe von allen Autoren der Tornisterkind-Status zugeschrieben. Messenhauser, 1813 im nordmährischen Prostějov geboren, war kaiserlicher Offizier und trat als Autor zu Militärtümern in Erscheinung. Neben vielen anderen Blättern widmete ihm die Tageszeitung *Neue Zeit. Olmützer Politische Zeitung* einen biographischen Abriss:

War als ein dürftiges Tornisterkind am 4. Jän. 1813 zu Proßnitz seinem Vater, der als Cinellenschläger im ersten Infanterie-Regimente Kaiser Franz diente, von einer armen Kleinbürgers-Waise geboren worden. Mit sechs Jahren kam er als ärarischer Zögling in das Soldaten-Knaben-Erziehungshaus des Regiments, wurde mit 17 Jahren als Gemeiner zu Kaiser Franz Infanterie ausgemustert, etwa ein Jahr danach zum Korporal befördert und machte sich am 16. November 1832 selbst zum Offizier (N. N. 1867: 3).

Im Zuge der Märzunruhen 1848 wurde er aus dem Dienst entlassen und zum Oberkommandant der Nationalgarde in Wien ernannt. Für seine Teilnahme an dem Aufstand gegen das Reich und den Kaiser wurde er standrechtlich erschossen (Größing 1974: 241 f.). Ähnlich wie beim zuvor genannten Ochrana ist auch bei Messenhauser der Umstand der Geburt ein ausschlaggebendes Element für die Zuordnung als Tornisterkind. Diese erfolgte zwar nicht wie bei Messenhauser am Schlachtfeld, aber auch im militärischen Umfeld. Der Vater war Soldat niedrigen Ranges bei der Musikeinheit (Cinellenschläger). Die Mutter war eine Waise. Das Vormärz-Tornisterkind war somit durch die schwierige Herkunft gekennzeichnet, die es rasch von der Familie wegführte in ein Internat als ärarischer Zögling, ein Begriff, der für Staatsbedienstete und ihre Familie häufig Verwendung fand. Ärarisch bedeutete, das sich etwas in staatlichem Eigentum befand (Scheer 2019: 29).

Im Nachruf des römisch-katholischen Priesters Franz Laurencic (verstorben 1895), der in der Armee als Seelsorger gedient hatte, befindet sich eine Anekdote über dessen ersten Garnisonsort. Die Kommandierung erfolgte 1841, da man seine Sprachkenntnisse benötigte, hatte er doch für Soldaten slowenischer Sprache die Seelsorge zu übernehmen. Aufgrund seines jungen Alters sah er sich mit Kritik seines Regimentskommandanten konfrontiert, der ihm zu diesem Zweck seine eigene Lebensgeschichte vor Augen geführt hätte: „Lieber Freund, ich bin ein Tornisterkind, bin von Pik auf avanciert, habe schon als Feldwebel geheiratet; meine Frau ist eine Czechin, kann famose

Buchteln bereiten [...].“ (N. N. 1895: 9). Wie bei Messenhauser diente sich dieser später hochrangige Militär aus eigenen Verdiensten nach oben, ohne auf familiäre Netzwerke bauen zu können. Der Hinweis auf den Feldwebel zeigt, dass Laurencic es von einem niedrigen militärischen Rang des Unteroffiziers zu einem hohen Offiziersstatus gebracht hatte. Der Hinweis auf die tschechische Ehefrau zeigt, dass er eine Frau geheiratet hatte, die anderer Nationalität war und das Paar so die ethnische Diversität des Reiches reflektierte. Dieser letzte Hinweis trat als Tornisterkindmotiv in dieser Phase eher selten auf, sollte aber beim Ausgleichs-Tornisterkind zu einem wichtigen Merkmal werden.

Ein weiteres Charakteristikum des Vormärz-Tornisterkindes war die elternlose Kindheit. Im Dezember 1865 veröffentlichte die wöchentlich in Wien erscheinende *Österreichisch-ungarische Wehr-Zeitung* im Feuilleton die Weihnachtsgeschichte eines Leutnants. Der Protagonist beschrieb seine Anfangszeit im Militärdienst und schilderte den Dialog mit seinem Aufsichtskorporal, einem Unteroffizier, der alle Soldaten geschlossen in die Kirche zur Messe zu führen hatte:

Ich frage den Korporal, wann er zuletzt den Heiligen Abend bei sich daheim gefeiert? Hm, meinte er, wissen Sie, Zögling, pro primo muss man einmal irgendwo ein Daheim haben, und pro secondo Jemand vorhanden sein, den man entweder Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Onkel, Tante, wie alle Verwandte heißen mögen, nennen kann. Sehen Sie, Zögling, das habe ich alles nicht gehabt, bin ein Tornisterkind, weiß von keinem Vater und keiner Mutter, muss jedenfalls mal beide gehabt haben, erinner mich aber nicht mehr an sie (N. N. 1865: 839).³

Wie bei dem im vorigen Absatz genannten Regimentskommandanten erfolgte hier wiederum eine Selbstzeichnung als Tornisterkind. In diesem Fall führte das Waisenmotiv dazu, dass Heimat nirgendwo anders gesucht werden konnte als bei der Armee.

Auch andere professionelle Kontexte wurden als „Ersatzheimat“ der Tornisterkinder wahrgenommen, wie ein biographischer Abriss über Felix Dahn, Dichter und Professor der Rechte im damals preußischen Kaliningrad, zeigt. Der Beitrag entstand 1875, bezog sich aber auf einen früheren Wirkungszeitraum, denn Dahn war Jahrgang 1834: „Zu Hilfe kommt ihm dabei, daß er gewissermaßen am Theater aufgewachsen und ein Tornisterkind Melpomene's und Thalia's ist: ein nicht gering zu schätzender Vorzug für einen Dramatiker, der mit der Bühne mehr oder weniger verwachsen sein muß“ (Gottschall 1875: 514). In Dahns Fall wurden die Eltern durch Musen des Trauerspiels und der heiteren Dichtung ersetzt. Wie bei den militärischen Tornisterkindern erfolgte eine Gleichsetzung von Herkunft und Heimat mit einer Institution.

Die Vormärz-Tornisterkinder-Zuschreibungen postulierten, dass bei einer Ersetzung von Eltern (und damit Heimat sowie Zugehörigkeit) durch eine Institution nicht viel Raum übrig bliebe für weitere Identifikationsangebote wie etwa die Nation. Für das dynastische Habsburgerreich waren viele Konflikte dem Aufkommen nationaler Einigungsgedanken geschuldet, die in späteren Jahren mit der Nationalitätenfrage eng verknüpft waren und die das Imperium nur geschwächt sowie dessen Territorium ver-

³ Vater Unteroffiziere und beide Eltern verstorben findet sich auch als Tornisterkind-Charakteristikum bei einer weiblichen Protagonistin, vgl. N. N. 1869: 1.

kleinert hätten. Für das Kaiserreich Österreich wurde es somit gleichsam zur Überlebensnotwendigkeit, zumindest bei den Angehörigen der eigenen Streitmacht eine gewisse Distanz zum Nationsgedanken sicher zu wissen. Besonders wichtig im gesamten Besprechungszeitraum ist dabei das Nationskonzept. Dem Tornisterkind des Vormärz fehlte es zwar nicht komplett an der Auseinandersetzung mit der Nationalitätenfrage, dieses Merkmal war allerdings längst nicht so ausgeprägt wie bei den Zuschreibungen nach 1867. Der Wandel vollzog sich langsam, aber stetig.

Ein anonymer Autor publizierte so 1866 seine Gedanken und Überzeugungen in einer militär-belletristischen Zeitschrift. Unter dem Titel *Paradeadjustierung. Ein Kapitel, welches nebenbei auch von anderen Dinge handelt* behandelte er jenes Schlagwort, das in den kommenden Jahrzehnten die Politik in der Habsburgermonarchie dominieren sollte:

Aus dem Bereiche meiner Betrachtung habe ich die Kleidung unserer nationalen Kavallerie ganz ausgeschlossen. Hier fühle ich mich ganz und gar inkompotent. Geboren als das, was die militär-technische Sprache mit dem Ausdrucke Tornisterkind bezeichnet, kenne ich das nationale Bewusstsein nur dem Namen nach, und kann mithin auch garnicht die Mittel beurtheilen, welche man für nöthig erachtete, dasselbe zu pflegen und zu heben. Dass Thema würde auch hart an ein Gebiet streifen, welches ich weder als Mensch noch als Soldat zu goutiren im Stande bin (N. N. 1866: 980).

Diese Selbstzuschreibung verweist darauf, dass aus Sicht des Autors ein Tornisterkind nur dann zum stabilisierenden Faktor für Militärmacht und Reich werden konnte, wenn „nationales Bewusstsein“, nicht „goutirt“, also gutgeheißen wurde. Dass der Verfasser der Zeilen seine Überzeugungen „weder als Mensch noch als Soldat“ wiedergibt, zeigt, dass diese nicht nur während des Dienstes, sondern auch im Privatleben gültig waren.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass bei dem Vormärz-Tornisterkind – wie bei allen anderen später – der militärische Kontext dominierte. Doch finden sich bis 1867 Charakteristika, die später völlig verschwanden, wie eine niedere soziale Herkunft, oftmals ein Waisenstatus und das Hochdienen innerhalb der Armee nicht vom niedrigen Offiziersrang, sondern vom einfachen Soldaten zum Offizier. Dies waren Merkmale, die das Tornisterkind später auch gar nicht mehr haben konnte. Der wichtigste Bezugspunkt, die Armee, wurde einer umfassenden Reform unterzogen, darunter vor allem dessen Personalpolitik. Für das Ausgleichs-Tornisterkind sollte daher die Rolle der Armee als Bezugspunkt für Heimatgefühle sowie die Abkehr vom „nationalen Bewusstsein“ eine noch größere Rolle spielen.

2. Das Ausgleichs-Tornisterkind Österreich-Ungarns (1867-1918)

Mit dem Ausgleich wurde 1867 Österreich-Ungarn geschaffen. Die zwei Reichsteile hatten fortan bei Politik und Verwaltung nur noch wenig gemeinsam. Getrennt waren etwa Wirtschaft, Kultur, Religionsangelegenheiten und Bildung. Gesetze wurde im jeweiligen Parlament in Wien oder Budapest erlassen. Jeder Teil unterhielt eine eigene Landwehr, in Ungarn Honvédsgégenannt. Selbst der Monarch, Kaiser Franz Joseph, war in Österreich Kaiser und in Ungarn König. Gemeinsam waren lediglich Außenpolitik und die Armee sowie ab 1878 die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina.

Die Habsburgermonarchie des späten 19. Jahrhunderts folgte dem Beispiel vieler europäischer Staaten. Im Zuge von Modernisierungsbestrebungen wurde versucht, den Staatsapparat effizienter zu gestalten, wozu eine immer genauere Kenntnis der Bevölkerung unumgänglich war (vgl. Becker 2011). Dies sollte durch Volkszählungen erreicht werden. Neben Familiengröße, Profession und Religion galt es, auch den Sprachgebrauch zu erheben, der in der öffentlichen Diskussion in den meisten Fällen als Nationalitätenzugehörigkeit gedeutet wurde (Becker 2011: 9 ff.; Kleeberg 1915: 160). Peter Urbanitsch stellte fest, dass die bürokratische Zuordnung „zu einer Art nationalen Zwangsmitgliedschaft“ führte (Urbanitsch 2011: 71 f.). Technische Innovationen führten zu Industrialisierung, und gemeinsam mit dem immer weiter ausgebauten Eisenbahnnetz stieg die Mobilität innerhalb der Monarchie. Immer mehr Menschen lebten und arbeiteten an einem Ort, an dem sie nicht geboren waren, und kamen so in Kontakt mit anderen Nationalitäten.

Die Modernisierungsbestrebungen machten auch vor dem Militär nicht halt. Die Heeresreform von 1868 regulierte die in der österreichischen Verfassung verankerte allgemeine Wehrpflicht von drei (später zwei) Jahren. In der langen Friedenszeit bis 1914 diente die Armee somit vor allem der Ausbildung. Nach damaligem Verständnis vollzog sich eine Professionalisierung des Soldatenberufs. Beförderungen erfolgten nur noch nach vorgegebenen Kriterien und nicht mehr aufgrund persönlicher Verdienste. Das Hochdienen „von der Pike“, also vom einfachen Soldaten oder Unteroffizier zum Offizier, wie es das Vormärz-Tornisterkind unter anderem charakterisierte, kam nicht mehr vor. Die Personalakten der Armeeoffiziere zeigen, dass sich ihre sprachliche und soziale Herkunft von 1868 bis 1914 stark veränderte. Eine steigende Zahl entstammte der Mittelschicht, und bei immer mehr von ihnen hatten bereits deren Väter diesen Beruf ausgeübt, weshalb Laurence Cole zusammenfassend für das administrative Personal von einer „self recruiting bureaucratic elite“ spricht (Cole 2014: 21).

Jährlich erschien ein militärstatistisches Jahrbuch, in dem das k.u.k. Kriegsministerium die Soldaten von Jahr zu Jahr detaillierter und in immer mehr Kategorien analysierte. In den Personalakten der Wehrpflichtigen, Unteroffiziere und Offiziere wurden nicht Nationalitäten vermerkt, sondern Sprachkenntnisse. Nicht einmal die Muttersprache wurde hervorgehoben. In den Statistiken aber fanden sich aber nichtsdestotrotz eindeutig zugeordnete Nationalitäten wieder. Unter den Offizieren dominierten die Deutschen (29,7 Prozent), dicht gefolgt von „Magyaren“ (18,7 Prozent), wie ungarische Muttersprachler im Amtsgebrauch bezeichnet wurden. An dritter Stelle folgten „Tschechen und Mährer“ mit 14 Prozent (k.u.k. Kriegs-Ministerium 1889: 183 f.). Istvan Deák hat diese zeitgenössischen Angaben hinterfragt, indem er eine repräsentative Anzahl an Offizierspersonalakten analysierte.⁴ Er kam dabei zu einem niedrigeren Prozentsatz an Deutschen und führte darüber hinaus die Kategorie „mixed nationality“ ein. Dies waren jene Offiziere, bei denen er nicht eindeutig die Nationalität hatte feststellen können, weil sie von Beginn ihres Militärdienstes an zwei Sprachen perfekt beherrschten, darunter zumeist das Deutsche (Deák 1990: 185). Unabhängig von der Nationalität der Eltern mussten sämtliche Berufsoffiziere die deutsche Armeesprache erlernen (Scheer 2022: 43 f.).

⁴ Deáks Auswertungsbögen sind in den Bestand des Österreichischen Staatsarchiv übergegangen: ÖStA/KA/Manuskripte, Allgemeine Reihe, Erwin Schmidl, Kopien der Erhebungsbögen von Istvan Deák, Der k.u.k. Offizier 1848-1918.

Die vermeintliche Objektivität der Militärstatistik mit ihrer hohen Zahl deutscher Offiziere befeuerte regelmäßig deutschaffine Autoren zu nationalistisch gefärbten Äußerungen. Darunter waren auch Offiziere, die in ihren Publikationen auf den deutschen Charakter des Offizierskorps hinwiesen. Als ein Beispiel sei hier General Moritz von Auffenberg-Komarów genannt, der behauptete, dass „fast drei Viertel des Offizierskorps deutschen Stämmen entsprossen“ (Auffenberg-Komarów 1921: 510). Auffenberg-Komarów erläuterte nicht, was genau er mit „deutschen Stämmen entsprossen“ meinte. Die hohe Zahl aber deutet darauf hin, dass er alle darunter verstand, deren Eltern oder Großeltern Deutsch als Muttersprache hatten. Im Verlauf des 19. Jahrhundert fanden sich in steigender Zahl Offiziere, deren Nationalität aufgrund von Geburtsort, Familiennamen und Sprachkenntnissen nicht eindeutig festzustellen war. Tibor Balla erläuterte diesen Sachverhalt in seiner Studie über „ungarische Offiziere“ am Beispiel von Rudolf Ritter von Brudermann. Dieser war Kavalleriegeneral, sein Vater ein „österreichischer General“, die Mutter Ungarin. Von Brudermann wurde auf ungarischem Boden in Gyöngyös geboren, besaß aber niemals die ungarische Staatsbürgerschaft, was bedeutete, dass er wohl irgendwo in der österreichischen Reichshälfte das Heimatrecht von seinem Vater übernommen hatte. Er selbst diente niemals in ungarischen Einheiten und heiratete eine Frau aus einer deutschen Familie (Balla 2010: 14). Während Balla kritisch hinterfragte, ob Brudermann als ungarischer Offizier bezeichnet werden kann, dürfte er für Auffenberg-Komarów als aus „deutschen Stamme entsprossenen“ gezählt haben, schon allein aufgrund des Familiennamens.

Die Armeepraxis sah vor, dass Berufsoffiziere etwa alle drei Jahre an einen anderen Ort der Monarchie versetzt wurden (vgl. Scheer 2022). In diesem Rechtsrahmen wurde die von Previšić eingangs bereits angesprochene „mobile imperiale Militärverwaltung“ in Friedenszeiten erst ermöglicht (Previšić 2017: 217 f.), die zum Hauptcharakteristikum des Ausgleichs-Tornisterkindes werden sollte. Dem hochrangigen Berufsoffizier August von Urbański zufolge hatte diese erzwungene Mobilität den Zweck, „die Wehrmacht dem nationalen Getriebe fernzuhalten“, woraus sich „ein dauerndes Wanderleben“ ergab (Urbański o. D.: 3). Urbański selbst war von dieser Praxis bereits als Kind indirekt betroffen. Sein Vater war Berufsoffizier, den es in viele Garnisonen zog, bis er im dalmatinischen Dubrovnik die Tochter des Bürgermeisters heiratete, wo Urbański 1866 geboren wurde.

Ähnlich wie Urbański lernten viele Offizierssöhne bis zum Erreichen des Erwachsenenalters mehrere Regionen, Nationalitäten und Sprachen Österreich-Ungarns kennen. Dies setzte sich fort, wenn sie später selbst Offiziere wurden. Sie waren somit Teil einer permanenten Binnenmigration der Eliten im Habsburgerreich. In *Roda Rodas Roman* wurde dieses Thema aufgegriffen und festgestellt, was das Ausgleichs-Tornisterkind in erster Linie charakterisierte: „Franz Xaver Kappus ist ein Tornisterkind, d.h. Offizierssohn, 1883 in Temesvar geboren und selber Offizier, k.u.k. Hauptmann.“ (Roda Roda 1918: 2). Zwei markante Motive, die beim Vormärz-Tornisterkind keine Rolle spielten, konnten somit erst ab 1867 und seit der Heeresreform zu Charakteristika werden: Erstens der Berufsoffiziersvater der modernisierten Armee, der berufsbedingt auch in Friedenszeiten von Garnison zu Garnison wanderte, sowie zweitens der Sohn, dessen Eltern oftmals unterschiedliche Nationalitäten hatten, der das eigene Erleben von verschiedenen inner-imperialen Sprachen, Kulturen und Religionen seit früher Kindheit verinnerlichen konnte und der in den meisten Fällen selbst polyglott wurde.

Auch wenn in den hier besprochenen biographischen Quellen nicht stets eine Zuschreibung als Tornisterkind erfolgte, wurde immer wieder der Idealtypus des österreichisch-ungarischen Offiziers heraufbeschworen. Der dann selbst Berufsoffizier gewordene Jaro Zeman schilderte in diesem Zusammenhang seine Erinnerungen an die Garnisonen seines Vaters. Unter anderem führten diese die Familie nach Pula in Istrien, wo die Bevölkerung kroatisch-, italienisch- und slowenischsprachig war, aber auch deutsch sehr verbreitet war. Zeman schrieb:

Der Dienst fordert von Vater nun auch die Kenntnis der italienischen Sprache, die er nicht beherrscht. Doch hat er offenbar einiges Sprachtalent, sein Schulfranzösisch hilft ihm, bald kann er sich mit seinen Arbeitern in einem Idiom verständigen, das mindestens er selbst für Italienisch hält. Auch die Mutter lernt rasch eine Art Küchen- und Umgangssprache. Die Dienstmädchen sind meist Italienerinnen, Vaters Ordonnanzen in der Regel Kroaten. Im Haus schwirren die Sprachen durcheinander, doch die Eltern sehen streng darauf, dass die Familienmitglieder untereinander deutsch sprechen, ein korrektes, etwas hartes Deutsch. Das weiche Wienerisch, das die Mutter selbst gebraucht, erlaubt sie den Kindern nicht. Außer Haus und in den Schulpausen wird so gesprochen, wie es der Freundin oder Mitschülerin jeweils entspricht (Zeman 2010: 68).

Junge Männer wie Zeman, die bereits bei Eintritt in die Armee mehrsprachig waren, hatten es um vieles einfacher, Karriere zu machen, und waren weniger gefährdet, schon zu Beginn an Sprachanforderungen zu scheitern. Offiziere waren laut Beförderungsvorschrift angehalten, bei Versetzung in einen neuen Truppenkörper innerhalb Dreijahresfrist die dort anerkannte Sprache zu erlernen. Wer daran scheiterte, wurde nicht befördert, sofern es nicht gelang, sich wiederum vorher versetzen zu lassen (Scheer 2022: 148 ff.).

Den Ausgleichs-Tornisterkindern mit ihrer vielfältigen Vita wurde zusätzlich noch attestiert, sie würden ihre Arbeit wesentlich besser machen als jene, die auf keine oder nicht alle der vorher beschriebenen Merkmale bauen konnten. In seinen unveröffentlichten Memoiren beschrieb der Berufsoffizier Karl Nowotny seine Standeskameraden:

Durch Heiraten in den verschiedenen Garnisonen kamen vielfach Mischungen mit den verschiedenen Nationalitäten der Monarchie vor, ein deutscher Offizierssohn musste oft eine polnische oder ungarische Schule besuchen, all dies bewirkte, dass die Offizierssöhne frühzeitig die verschiedenen Nationen näher kennen lernten und so die berufensten Führer der verschiedenen Truppen wurden (Nowotny o. D.: 30).

Durch den Familiennamen auf Nationalität oder die Nationalität eines der beiden Elternteile zu schließen wurde immer weniger möglich, vor allem bei Berufsoffizieren und deren Kindern. Darauf verwiesen viele Zeitgenossen, darunter der Berufsoffizier Hugo Kerchnawe:

Der Führer der Patrouille war trefflich gewählt. Oberleutnant Erich Pospischill – ein Offizierkind, das trotz seines urcechischen Namens kein Wort czechisch

verstand – hatte bis vor kurzem in Ungarn gedient und spielte deshalb gerne den Ungarn. [...] So wie er war, bildete der junge Offizier förmlich den Typus von Jungösterreichs Offizieren. Die Wiege seiner artilleristischen Vorfahren war natürlich in Böhmen gestanden, aber kaum ein Volkstamme des großen Donaureiches dürfte existieren, dessen Blut nicht in seinen Adern rollte. Er war in deutsche, kroatische, slowenische Schulen gegangen, bevor ihn das Fisolenhaus [Offiziersschule, T.S.] aufnahm und ihm jenen Geist einimpfte, der ihn seine Heimat dort suchen ließ, wo Altösterreichs Banner wehte (Kerchnawe 1907: 10).

Kerchnawe listet Merkmale der Ausgleichs-Tornisterkinder auf, ohne allerdings den Ausdruck selbst zu verwenden. Der Idealtypus des Offiziers wurde somit einer, der von der Nationalität nicht oder nur schwer zuordenbar war, der die vom imperialen Militär erzwungene Mobilität mitvollzog und schließlich seine Heimat nur mehr in „Altösterreich“ (gemeint ist gesamt Österreich-Ungarn) haben konnte, eben in den vielen Garnisonsorten, in denen die schwarz-gelben „Banner wehten“.

Das Ausgleichs-Tornisterkind wurde zumeist als von nicht eindeutiger Nationalität stilisiert und konnte aufgrund seiner vielfältigen Eigenschaften nur das Reich und die gemeinsame Armee als Heimat bzw. Identifikationspunkt haben, nicht aber Nation und Nationalität. Fehlte dem verwaisten Vormärz-Tornisterkind die geografische Heimat und wurde diese durch die Institution Militär ersetzt, so charakterisierte das Ausgleichs-Tornisterkind ebenfalls die mangelnde Heimat, die aber nicht nur durch die die Armee, sondern durch die vielnationale Gesamtmonarchie ersetzt wurde. Dennoch fühlten sich viele Ausgleichs-Tornisterkinder einer bestimmten Nationalität zugehörig, was allerdings nicht bedeutete, dass sie eine nationalistische Haltung einnahmen oder sich gar von ihrem Arbeitgeber abgekehrten (vgl. Scheer 2022). Schreibende Zeitgenossen schrieben ihnen dessen ungeachtet häufig eine Anationalität zu, wie etwa in *Roda Rodas Roman*: „Der Offizier – ein Tornisterkind, das heißt: Sohn eines Soldaten hatte kein Nationalgefühl. Mochte er in Tarnopol [Galizien, T.S.] geboren sein, in Riva [del Garda, T.S.]: er war Österreicher.“ (Roda Roda 1925: 269). Doch die Stilisierung machte bei der ethnisch „gemischten“ Herkunft nicht halt. Es wurden ihnen oftmals auch jegliches Interesse an und Identifikation mit der Nation abgesprochen.

Während sich Cäsar Wenzel Messenhauser als Idealtypus des Vormärz-Tornisterkindes bezeichnen lässt, dominierte die Ausgleichszeit vor allem Franz Lehar, der 1870 in der ungarischen Festungsstadt Komorn geboren wurde. Er sollte zunächst den Karriereweg seines Vaters einschlagen. Dieser war Militärkapellmeister, wechselte angeblich zweimal die Garnison, und die Familie zog mit. Lehars biographische Zuschreibungen waren fast immer charakterisiert durch Mutmaßungen über seine wahre Nationalität einerseits, während er andererseits als Tornisterkind par excellence bezeichnet wurde. Die *Neue Freie Presse* besprach 1906 eine Biographie, die über Lehar erschienen war: „In lebendiger Weise schildert der Autor die Kinderjahre Lehars, der als Tornisterkind zwar Ungarn seine Heimat nennt, [aber, TS] väterlicherseits aus Schönwald bei Mähren“ stammt (N. N. 1906: 12). Im Jahr darauf begab sich auch das *Deutsche Volksblatt* auf die Suche nach einer definitiven Zuschreibung: „Es ist schon oft und viel über die Heimat Franz Lehars, über seine Nationalität disputiert worden, [...] doch unser Komponist hat das Wort Heimat im Klange seiner wahrsten und urei-

gensten Bedeutung niemals gekannt. Er ist ein Tornisterkind.“ (N. N. 1907). Im Oktober desselben Jahres veröffentlichte schließlich der Komponist selbst einen autobiographischen Abriss, der als Feuilleton erschien. In diesem Fall war sein Familienname mit einem Akzent über dem a geschrieben. In ungarischer Sprache bedeutet diese Schreibweise, dass das „a“ wie im Deutschen ausgesprochen wird. Lehár führte in *Mein Werdegang* aus: „Ich bin ein Tornisterkind“. Was folgte, waren die üblichen Merkmale „Soldatenkind“, „im Tornister überall herumgeschleppt“ und „eigentlich nur diesen als Heimat“ anerkennend (Lehár 1907: 1 ff.). Der Hinweis auf seinen mährischen Vater erfolgt ohne Bemerkung zu dessen Nationalität und auch sonst lassen sich keine Zuschreibungen weder seiner Familie oder für sich selbst finden, mit Ausnahme eben des Tornisterkindes. Lediglich Hinweise auf seine Militärmobilität suggerieren, dass er sich im deutsch-, slowakisch- und ungarischsprachigen Umfeld gleichermaßen problemlos zurechtfand und ihm in diesem imperialen Rahmen eine steile Karriere gelang.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts hatte sich das vormoderne Vormärz-Tornisterkind des Kaiserreichs Österreich zum Ausgleichs-Tornisterkind gewandelt. Damit einher ging ein Wandel in dessen Konnotation. Statt mit einer ärmlichen, oftmals verwaisten Herkunft wurde es nun mit dem polyglotten, erfolgreichen Offizierssohn assoziiert. So unterschiedlich die beiden politischen Bezugsrahmen waren, so war doch beiden gemein, dass das Militär (und das vielationale Reich) zur Heimat und zum Identifikationspunkt wurden. Darüber hinaus wurde am Beispiel ihrer Biographien im öffentlichen Diskurs suggeriert, dass Tornisterkinder als idealtypische imperiale Integrationsfiguren das Reich buchstäblich zusammenhielten.

3. Das Umbruchs-Tornisterkind der Republik (Deutsch-)Österreich

Mit dem verlorenen Ersten Weltkrieg verloren Reich und Dynastie ihren Status als identitäre Bezugspunkte. Das Gleiche galt für die österreichisch-ungarische Armee. Hatten die Ausgleichs-Tornisterkinder einen Karrierevorteil, der ihnen bereits in die Wiege gelegt war, waren sie es auch, denen nach 1918 nachgesagt wurde, sie hätten es am schwierigsten gehabt, sich in den neuen Gegebenheiten eines nationalstaatlichen Zentraleuropa zurechtzufinden (vgl. Gerwarth 2017). Viele Offiziere galten in der Öffentlichkeit als Symbole des alten Regimes und als Kriegsverlierer. Sie erfuhren einen erheblichen Statusverlust, da ihre vielgestaltige Vita nicht in das Europa der Nachkriegszeit passte. Der Historiker Andrea di Michele bezeichnete jene, die in Italien nach 1918 ihr Glück versuchten, als „tra due divise“, also als zwischen zwei Uniformen stehend. Dies war nicht nur für Ausgleichs-Tornisterkinder der Fall, sondern für viele, die in den Uniformen Österreich-Ungarns gedient hatten (vgl. di Michele 2018). Dies galt nicht nur in Siegerstaaten, wie Italien, Rumänien und Jugoslawien, sondern auch in Österreich.

Bereits in den letzten Wochen des Krieges war sich jeder Beteiligte in Uniform unabhängig von der Nationalität mehr als bewusst, dass dieser für Österreich-Ungarn verloren und die Armee in Auflösung begriffen war. Besonders für die Ausgleichs-Tornisterkinder stellte sich daher die Frage nach der künftigen staatlichen und institutionellen Heimat und damit einhergehend nach der beruflichen Absicherung. Fritz Telmann, eigentlich Friedrich Karl Theumann, Schriftsteller und Journalist, 1873 in Wien geboren (Offenthaler 2014: 243), widmete diesem Thema im Mai 1919 das Feuilleton

Die letzten Tage von Trebinje. Er spielte auf die Besatzung der Festung in dieser herzogowinischen Stadt an:

Ende Oktober. Seit drei Wochen sind wir rein abgeschnitten von der Welt. [...] In unserer Stabsmesse sitzt an der Seite des Festungskommandanten der Adjutant Hauptmann R. Jeden Tag fragt er uns: Kinder, was soll ich machen? Ich bin Kroate, oben bei euch [gemeint ist (Deutsch-)Österreich, T.S.] werden's mich nicht nehmen: meine Frau ist in Ungarn zu Hause, dort kann ich als Kroate nicht leben. Was soll ich tun? Tränen steh'n ihm in den Augen. Und eines Abends kommt er nicht mehr. Die Jugoslawen haben ihn gewonnen: Er wird das Festungskommando übernehmen. Aber die kaiserliche Kokarde wird er, das Tornisterkind nicht ablegen! Und so haben wir noch bis zuletzt einen guten Halt in der südslawischen Flut (Telmann 1919: 1).⁵

Das Tornisterkind der letzten Tage des Reiches prägte die Suche nach der neuen Heimat, die so einfach nicht zu finden war, nicht nur wegen seiner ihm von außen zugewiesenen „eigentlichen“ Nationalität, die es auf bestimmte Gebiete festlegte, sondern auch, weil es entweder von Seiten der Eltern oder durch die Ehe mehrere mögliche Bezugspunkte gab. Das Umbruchs-Tornisterkind im Feuilleton verweist auf seine eigene Nationalität, entscheidet auf dessen Grundlage über seine Zukunft, aber wendet sich dennoch nicht von seinen ehemaligen Kameraden aus dem schwindenden imperialen Bezugsrahmen ab. Trotz des Ausgangs des Krieges und seiner Entscheidung, zum ehemaligen Feind – dem Königreich der Serben-Kroaten-Slowenien, später Jugoslawien – überzutreten, besteht ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl weiter. Die Formulierung „oben bei euch werden's mich nicht nehmen“ zeigt aber auch, dass Theumann zumindest zu Anfang mit dem Gedanken spielte, im österreichischen Nachfolgestaat eine Anstellung unabhängig seiner eigenen Nationalität zu bekommen.

Viele Ausgleichs-Tornisterkinder im Offiziersrang versuchten zunächst eine Anstellung in Österreich zu bekommen. Man hoffte auf ehemalige Standeskameraden, die im neuen Ministerium mitentscheiden würden, und da jeder deutsch beherrschte, schien dies auch naheliegend. Dieses neue Österreich aber war nicht mehr jenes kaiserliche, in dessen Militär die Offiziere ihre – oftmals erfolgreiche – Karriere begonnen und durchlaufen hatten. Der Friedensvertrag von St. Germain behandelte die Republik Österreich als Nachfolgerin Österreich-Ungarns, und sie wurde so auch von vielen tausend Offizieren wahrgenommen. Der Vertrag schränkte daher die künftige Streitmacht ein. Mehr noch, im Verlauf der Verhandlungen wollten sich die Repräsentanten der Republik als Deutschösterreicher bezeichnet wissen (vgl. Scheer 2021). Auch wenn die Bezeichnung letztlich verboten wurde, so wurde doch unter diesen politischen Vorzeichen in der neuen Armee Personalpolitik betrieben.

Das Österreichischen Staatsarchiv archiviert einen Quellenbestand, der besonders eindrucksvoll die Lage der ehemaligen k.u.k. Offiziere auf der Suche nach Anstellung widerspiegelt. Dabei handelt es sich um die Reichskommissionen, die sich mit den Bewerbungsschreiben von Offizieren und Unteroffizieren beschäftigten.⁶ Die Formulare

5 Die Episode erinnert an ein bekanntes Bühnenstück, dessen Hauptprotagonist sich in einer ähnlichen Situation befindet, aber sein Leben schließlich selbst beendet: Franz Theodor Csokors' 3. November 1918.

6 Vgl. ÖStA/AdR/BMLV, Reichskommission C.

zeigen, dass unzählige Bewerbungen von Offizieren stammten, die nicht deutscher oder zumindest nicht eindeutig deutscher Nationalität waren. Aufgrund politischer Stoßrichtung, aber vor allem auch mit einer viel zu hohen Antragszahl konfrontiert, musste daher rasch aussortiert werden. Hauptkriterium war in erster Linie die österreichische Staatsbürgerschaft, die jeder automatisch erhielt, dessen Heimatzuständigkeit vor dem Umbruch in den nachmaligen Grenzen Österreichs lag. Aus diesem Grund weisen zahllose Formulare Änderungen auf – vor allem im Zeitraum ab Oktober 1918 bis in die frühen 1920er Jahre. Der Historiker Helmut Konrad bezeichnet die anfänglichen Masseneinbürgerungen als „Österreichischmachen“. Die Gemeinden, in denen um Heimatzuständig angesucht wurde, zeigten sich allerdings immer weniger freigiebig und stellten immer größere Anforderungen an „deutsche Nationalität“ (vgl. Konrad 2018). General Urbański schrieb über die Zeit nach dem Umbruch, dass es nicht nur Schwierigkeiten bei einer Anstellung gab, sondern auch was den Bezug von Pensionen betraf:

Am 1.1.1919 wurden wir Generale ex offo in den dauernden Ruhestand versetzt, der Bezug eines Ruhegehaltes war an die österreichische Staatsbürgerschaft gebunden – und die besaß ich nicht. Bei uns Tornisterkindern hatte die Heimatzuständigkeit nie eine Rolle gespielt. Wir waren grundsätzlich „Österreicher“, niemand hat sich während unserer aktiven Dienstzeit um die Zuständigkeit in einem der Kronländer gekümmert. Plötzlich war ich mit meiner Familie „heimatlos“. [...] Gleich mir sammelten sich in Graz viele heimatlos und brotlos gewordenen Tornisterkinder, die aus den Nachfolgestaaten ausgewiesen, in dem klein gewordenen Österreich Schutz und Brot suchten (Urbański o. D.: 299 f.).

Die Fragen in den Reichskommissions-Formularen wurden immer zahlreicher, vor allem hinsichtlich der Identitätskriterien. Randbemerkungen und farbliche Unterstreichungen zeigen darüber hinaus, worauf in den Kommissionen Augenmerk gelegt wurde. Der Bewerber Orest Adasiewicz beantwortete im Formular „Übertritt zur Bewaffneten Macht Deutsch-Österreichs“ die Frage nach „Nationalität“ mit „Österreich“. Er bekam zwar nicht sofort eine Absage, hatte aber ein weiteres Formular auszufüllen bzw. mit seiner Unterschrift zu beglaubigen. Darin musste er sich als zur „deutschen Nation“ zugehörig bezeichnen.⁷ Das Gesuch wurde abgelehnt, ebenso wie jenes von Adolf Abram. Bei ihm allerdings erfolgte der Hinweis, seine Heimatberechtigung vor 1918 wäre in Galizien gewesen, das zwar k.u.k. Österreich war, aber nicht in den Grenzen nach 1918 lag. Außerdem hätte er eine Volksschule mit nichtdeutscher Unterrichtssprache besucht.⁸ Über die Monate erfolgten immer mehr Hinweise in den Formularen, die auf die Verengung von Kriterien für eine deutsche Nationalität abzielten. Schließlich erfolgten immer mehr Entscheidungen der Kommission in dem ebenfalls erst später eingeführten Feld „Gutachten und Antrag der Vorprüfungskommission“ mit dem Vordruck: „Deutscher Nationalität; Aufnahmsbedingung erfüllt“.⁹ Der Karrierevorteil der Ausgleichs-Tornisterkinder von vor 1918 – das Setzen auf Mehrsprachigkeit, imperiale Mobilität, den Bezugspunkt Armee und Reich anstelle einer nationalen Identifikation

⁷ ÖStA/Archiv der Republik [AdR], Bundesministerium für Landesverteidigung [BMLV], Reichskommision A, Orest Adasiewicz.

⁸ ÖStA/AdR/BMLV, Reichskommission C, Adolf Abram.

⁹ Siehe die Formulare in: ÖStA/AdR/BMLV, Reichskommission C.

– entpuppte sich nun als Nachteil. Mehr noch, das Umbruchs-Tornisterkind musste nun Facetten seiner Biographie ausblenden oder umdeuten, um in das neue Nationalstaatsprinzip und seine Armee zu passen.

Die Lage gestaltete sich vor allem für jene Ausgleichs-Tornisterkinder schwierig, die bereits im fortgeschrittenen Alter waren bzw. hohe Funktionen bekleidet hatten. Trotz ihrer deutschen Nationalität wurden sie als Träger des alten Systems nicht in das neue Heer in Österreich übernommen bzw. hatten Schwierigkeiten, ihr Anrecht auf Pensionen geltend zu machen. Der ehemalige k.u.k. Offizier Emil Seeliger widmete 1924 mehreren Generälen und ihren Nachkriegsschicksalen einen Artikel im *Neuen Wiener Tagblatt*. Er beschrieb am Beispiel General Auffenberg- Komarów die Lage eines Umbruchs-Tornisterkindes:

Jetzt bildet das zeitgemäß recht schmale Honorar für gelegentliche Artikel in Tagesblättern das einzige Einkommen des nunmehr Siebzigjährigen: den Landkartenkünstlern von Saint-Germain letzten Endes dankt der Exfeldherr Auffenberg, dass er keinen Heller Pension bezieht. Er soll Rumäne werden und in sein neues Vaterland ziehen, dann bekommt er was, befiehlt der Weltverbesser Gesetz dem greisen Soldaten, der als Tornisterkind vor sieben Jahrzehnten zufällig in einer siebenbürgischen Garnison geboren war. Auffenberg spricht kein Wort rumänisch – und wollte er an seinem späten Lebensabend auch auswandern, so lautet das Diktat, er hätte die ganz unerschwinglichen Übersiedlungskosten aus eigener leerer Tasche zu bezahlen! (Seeliger 1924: 6).

Waren Umbruchs-Tornisterkinder in den frühen 1920er Jahren noch ein häufiges Thema in biographischen Zuschreibungen, so wurde die Bezeichnung gegen Ende dieses Jahrzehnts immer seltener gebraucht. Ihre facettenreichen Eigenschaften wurden zwar fast immer noch positiv hervorgehoben, die Beschreibungen folgten aber dem Duktus der Zeit. Franz Lehár, dessen Lebenslauf sich über mehrere politische Brüche hinweg nachverfolgen lässt, ist hierfür wohl das anschaulichste Beispiel. 1928 widmete ihm Ernst Décsey im *Radio Wien Magazin* einen Beitrag:

Lehar hat sich selbst seinen Weg gebahnt. Er wuchs als Tornisterkind auf, das heißt, er folgte seinem Vater, der Militärkapellmeister ist, durch alle möglichen Garnisonen der alten Monarchie, er lernt in Musikschule und in der Praxis, er komponiert bereits mit sechs Jahren ein Lied und wird noch mit sechzig weiterkomponieren, denn er besitzt die innere Fülle, wie sie Abkömmlinge wertvoller Mischrassen haben. Er ist Deutscher dem Geblüt seiner Mutter nach, ist Ungar von väterlicher Seit her, aber es fließen noch slawische und vielleicht französische Blutquellen in ihm zusammen und die richtige Dosierung aller diese Elemente nahm zuletzt die Stadt Wien vor, in deren Kessel seit altersher die Geblüte gut gemischt wurden (Decsey 1928: 1394).

Nicht Nationalitäten oder Völkern entstammte Lehár, wie es vor 1918 zumeist öffentlich zugeschrieben worden wäre, sondern er gehöre einer „Mischrasse“ an. Darüber hinaus wurde noch die Eigenschaft „wertvoll“ verwendet, was suggerierte, dass es auch weniger wertvolle Tornisterkinder in Österreich-Ungarn gegeben hätte. Dies ist ein Zu-

satz, der in den hier bereits besprochenen Beiträgen von vor 1918 so gut wie nie vorkam. Zehn Jahre nach dem Ende Österreich-Ungarns wird das Gemischte des Tornisterkinds zwar noch positiv hervorgehoben, doch finden sich Begrifflichkeiten, die bereits dem Zeitgeist geschuldet sind. Der Autor, Ernst Décsey, 1870 im ungarischen Sopron geboren, war Schriftsteller und Musikkritiker und erreichte bis zum Ende des Ersten Weltkrieges den Rang eines Hauptmanns. Der Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 beendete endgültig seine Karriere (N. N. 1957: 173).

Schlussbetrachtung

Anders als andere Modewörter, die Personengruppen im Verlauf des besprochenen Zeitraums zugeschrieben wurden, lässt sich das Tornisterkind über mehr als einhundert Jahre in Quellen unterschiedlichster Provenienz nachverfolgen. Neben Fremdzuschreibungen kam es auch zu Eigenzuschreibungen. Dieser Beitrag macht drei voneinander abgrenzbare Hauptdeutungsmuster des Begriffs Tornisterkind fest, die dem politischen Wandel folgten: das Vormärz-, das Ausgleichs- und das Umbruchs-Tornisterkind. Die einzige Bezugskonstante für dieses Deutungsmuster bildete das Militär, welches allerdings selbst einem drastischen Wandel von vormodern-imperial über modernisierend-imperial zu national durchmachte und sich daher in Hinblick auf Personalpolitik, Organisation und politischer Ausrichtung stark veränderte.

Stieg das typische Vormärz-Tornisterkind aus einfachen Verhältnissen zum Offizier auf, begann das Ausgleichs-Tornisterkind, den neuen Gegebenheiten nach 1867 entsprechend, bereits als Offizierssohn. Hatte Ersteres trotz widriger Umstände Karriere gemacht, wurden die nötigen Merkmale Letzterem bereits in die Wiege gelegt. Es war mehrsprachig, kannte die Regionen des Reiches, und besaß ein Fingerspitzengefühl im Umgang mit der so diversen Bevölkerung, da es meist selbst einer gemischten Ehe entsprang. Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg folgte ein Umbruch. Das Tornisterkind galt nun als Symbol des alten Systems und als Verlierer. Es hatte seine vormals karrierefördernden Eigenschaften zu verschweigen bzw. umzudeuten auf eine nationale (im besprochenen österreichischen Fall, eine deutsche) Identität.

LITERATUR

- Auffenberg-Komarów, Moritz (1921): Aus Österreichs Höhe und Niedergang. Eine Lebensschilderung, München: Drei Masken Verlag.
- Autorenkollektiv (1885-1892): Tornister. In: Meyers Konversationslexikon, Bd. 15. Online <https://www.retrorbibliothek.de/retrobib/seite.html?id=115794> (6.10.2023).
- Balla, Tibor (2010): A Nagy Háború osztrák-magyar táborskerek. Tábornagyok, vezérezredesek, gyalogsági és lovassági táborskerek, táboroszernagyok, Zugleich Dissertation, Universität Budapest 2010, Budapest.
- Becker, Peter (Hg.) (2011): Sprachvollzug im Amt. Kommunikation und Verwaltung im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts, 1800-2000, Bd. 1, Bielefeld: Transcript.
<https://doi.org/10.14361/transcript.9783839410073>
- Berkovich, Ilya und Michael Wenzel (2023): The Austrian Army. In: Alan Forrest (Leitender Hg.): The Cambridge History of the Napoleonic Wars, Bd. 2, Cambridge: Cambridge University Press, 106-28. <https://doi.org/10.1017/9781108278096.007>
- Berkovich, Ilya (2022): Conscription in the Habsburg Monarchy. 1740-1792, in: William D. Godsey, Petr Mat'a (Hg.): The Habsburg Monarchy as a Fiscal-Military State: Contours and Perspectives 1648-1815, Oxford: Oxford University Press, 298-321.
<https://doi.org/10.5871/bacad/9780197267349.003.0014>

- Cole, Laurence (2014): Military Culture and Popular Patriotism in Late Imperial Austria. Oxford: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199672042.001.0001>
- Csokor, Franz Theodor (1936): 3. November 1918. Ende der Armee Österreich-Ungarns, Drei Akte, Wien: Zsolnay.
- Deák, István (1990): Beyond Nationalism. A social and political History of the Habsburg Officer Corps, 1848-1918, New York, Oxford: Oxford University Press.
- Decsey, Ernst: Literarisch-Musikalischer Teil. Zu Franz Lehárs Künstlerjubiläum, in: Radio Wien, 9.7.1928, 1393-1394.
- Di Michele, Andrea (2018): Tra due divise. La Grande Guerra degli Italiani d'Austria, Bari: Editori Laterza.
- Dusini, Arno (2005): Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung, Paderborn, München: Fink.
- Gerwarth, Robert (2016): The Vanquished. Why the First World War failed to end. London: Penguin.
- Größing, Helmuth (1974): Messenhauser, Wenzel Georg (Cäsar). In: Österreichisches Biographisches Lexikon, 1815-1950, Bd. 6 (Lfg. 28), 241-242.
- Judson, Pieter M. (2016): The Habsburg Empire. A New History, Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press. <https://doi.org/10.4159/9780674969346>
- Judson, Pieter M. (2006): Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria, Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
<https://doi.org/10.2307/j.ctv22jnrgp>
- Kerchnawe, Hugo (1907): Unser letzter Kampf. Das Vermächtnis eines alten kaiserlichen Soldaten, Wien, Leipzig: C. W. Stern Verlag.
- Kleeberg, Rudolf (1915): Die Nationalitätenstatistik, ihre Ziele, Methoden und Ergebnisse. Zugleich Dissertation, Universität Leipzig 1915, Weida in Thüringen: Thomas & Hubert.
- Konrad, Helmut (2018): Die Österreichermacher. In: Mitteleuropazentrum an der Andrassy Universität Budapest (Hg.): Jahrbuch für Mitteleuropäische Studien 2016/2017, Budapest: New Academic Press, 237-250.
- K. (u.) k. (Reichs)Kriegs-Ministerium (Hg.) (1889): Militär-Statistisches Jahrbuch für das Jahr 1888, Wien: k.k. Hof- und Staatsdruckerei.
- N. N. (1957): Decsey Ernst. In: ÖBL 1815-1950, Bd. 1 (1957), 173.
- Offenthaler, Eva (2014): Telmann, Fritz. In: ÖBL 1815-1950, Bd. 14 (Lfg. 65, 2014), 243.
- Previšić, Boris (2017): „Es heiszt aber ganz Europa ...“. Imperiale Vermächtnisse von Herder bis Handke, Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Roda Roda, Alexander (1925): Roda Rodas Roman. München: Drei Masken Verlag.
- Roda Roda, Alexander (1918): Feuilleton. Die lebenden Vierzehn, in: Pester Lloyd, 26.7.1918, 1-2.
- Rothenberg, Gunther E. (1977): The Art of Warfare in the Age of Napoleon. London: Indiana University Press.
- Scheer, Tamara (2022): Die Sprachenvielfalt in der österreichisch-ungarischen Armee, 1867-1918, Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien, Bd. 31, Wien: HGM Heeresgeschichtliches Museum.
- Scheer, Tamara (2021): V. Teil. Bestimmungen zu Land-, See- und Luftstreitkräfte, in: Herbert Kalb, Thomas Olechowski und Anita Ziegerhofer (Hg.): Der Vertrag von St. Germain. Kommentar, Wien: Manz, 291-348. Online als PDF: <https://digital.obvsg.at/obvug-roa/download/pdf/7112749?originalFilename=true>
- Scheer, Tamara (2019): Von Friedensfurien und Dalmatinischen Küstenrehen: Die vergessenen Wörter der Habsburgermonarchie. Wien: Amalthea.
- Urbanitsch, Peter (2011): Der Ausgleich zwischen den Nationen untereinander und zwischen den Nationen und dem Staat in Cisleithanien. In: Pierre Behar und Eva Philippoff (Hg.): Von der Doppelmonarchie zur Europäischen Union. Österreichs Vermächtnis und Erbe, Documenta Austriaca – Literatur und Kultur in den Ländern der ehemaligen Donaumonarchie, Bd. 1, Hildesheim: Georg Olms Verlag, 63-92.

QUELLEN

- Gottschall, Rudolf (1875): Dramen und Gedichte von Felix Dahn. In: Blätter für literarische Unterhaltung, 12.8.1875, 514-518.
- Lehár, Fanz (1907): Feuilleton. Mein Werdegang, in: Die Zeit, 13.10.1907, 1-3.
- N. N. (1865): Feuilleton. Weihnachten, Skizze vom Lieutenant W. Rücke, in: Der Kamerad, Österreichisch-ungarische Wehr-Zeitung, 22.12.1865, 839.
- N. N. (1866): Paradeadjustierung. Ein Kapitel, welches nebenbei auch von anderen Dinge handelt. In: Der Kamerad, Militär-belletristisches Wochenblatt, 16.11.1866, 980.
- N. N. (1867): Cäsar Wenzel Messenhauser. In: Die Neue Zeit: Olmützer Politische Zeitung, 27.7.1867, 3.
- N. N. (1869): Feuilleton. Tornisterlieschen, in: Die Neue Zeit: Olmützer politische Zeitung, 12.3.1869, 1.
- N. N. (1878): Sterbefälle. In: Neuigkeits-Welt-Blatt, 1.1.1878, 3.
- N. N. (1895): Franz Laurencic. In: Das Vaterland, 29.12.1895, 9.
- N. N. (1906): Theater- und Kunsnachrichten. In: Neue Freie Presse, 14.2.1906, 12.
- N. N. (1907): Franz Lehar. In: Deutsches Volksblatt, 11.1.1907.
- Nowotny, Karl (o. D.): Erinnerungen aus meinem Leben während der Zeit von 1868-1918, ÖStA/KA/NL, B/417:13.
- Österreichisches Staatsarchiv [ÖStA]/Kriegsarchiv [KA]/Nachlasssammlung [NL], B/58:4, August von Urbánski: Das Tornisterkind. Unveröffentlichtes Manuskript, o. D.
- ÖStA/Archiv der Republik [AdR], Bundesministerium für Landesverteidigung [BMLV], Reichskommission A, Orest Adasiewicz.
- ÖStA/AdR/BMLV, Reichskommission C.
- ÖStA/AdR/BMLV, Reichskommission C, Adolf Abram.
- Seeliger, Emil (1924): Feldherrenschicksale. In: Neues Wiener Tagblatt, Tagesausgabe, 27.7.1924, 6-7.
- Telmann, Fritz (1919): Feuilleton. Die letzten Tage von Trebinje, in: Die Zeit, 30.5.1919, 1.

Zusammenfassung

Die lange zurückreichende imperiale Prägung Österreichs führte zu einer starken Binennmigration der nach Sprache, Ethnie und Religion so diversen Bevölkerung. Imperiale Autoritäten blickten oftmals auf eine wiederkehrende berufliche Migration, die dazu führte, dass die Ehefrau einer anderen Nationalität entstammte und die Kinder in den unterschiedlichsten Gegenden zur Welt kamen und zur Schule gingen. Dies traf nicht nur, aber insbesondere auf die Militärangehörigen zu, weshalb sie es auch waren, denen der Begriff Tornisterkind in erster Linie zugeschrieben wurde.

Dieser Beitrag zeigt am Begriff „Tornisterkind“, wie sehr imperiale Biographien durch kollektive Diskurse geformt wurden, wie diese Diskurse das Bild von Imperium mitgestalteten und wie gleichzeitig verschiedene Bezugsrahmen miteinander konkurrierten. Zu diesen Bezugsrahmen zählten „Nation“ und „Imperium“, vorangegangene Epochen ebenso wie zeitgenössische politische Verhältnisse und Wunschvorstellungen für die Zukunft. Auch die Rolle des Militärs wandelte sich mehrmals im Laufe des in diesem Beitrag untersuchten Zeitraums von mehr als einhundert Jahren. Die Quellenanalyse ergab vor diesem Hintergrund folgende Periodisierung der Begriffsentwicklung: das „Vormärz-Tornisterkind“ (bis 1867), das „Ausgleichs-Tornisterkind“ (1867-1918) und das „Umbruchs-Tornisterkind“ (ab 1918).